Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 20 (1952-1953)
Heft: 10

Artikel: Unsere Arroganz gegenüber Amerika
Autor: Frisch, Max
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-759344

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

UNSERE ARROGANZ GEGENÜBER AMERIKA

Von Max Frisch

Amerika ist ja kein Land, was wir Europäer als ein Land zu bezeichnen gewohnt sind, sondern ein Kontinent, nicht von einem Volk bewohnt, sondern von einer Völkerwanderung, die noch keineswegs abgeschlossen ist, und über Amerika zu sprechen, wagen wir bekanntlich nur in den ersten Wochen — womit nicht gesagt sein soll, daß unsere ersten Eindrücke sich nicht nach einem Jahr wenigstens teilweise bestätigen mögen; aber eben nur teilweise, und vor allem vergrößert sich immer, je länger man einer Sache gegenübersteht, das Rätselvolle daran, das Widersprüchliche. Vor die Frage gestellt: Wie ist Amerika? wird derjenige, der den amerikanischen Kontinent auch nur ein Jahr lang bereist hat, im Gespräch mit seinen Freunden, die Amerika noch nie betreten haben, sich eher durch Unsicherheit auszeichnen. Trotzdem hat man natürlich seine paar Meinungen, und wenn ich auch nicht ohne weiteres imstande wäre, sie gleichsam auf den Tisch zu legen, werden mir gerade im Gespräch mit Freunden, die Amerika noch nie betreten haben, gewisse Amerika-Erfahrungen bewußt, und zwar daran, daß ich immer wieder über eine europäische Arroganz erschrecke, die mir früher, da sie offenbar auch die meine war, nicht aufgefallen ist.

*

Es ist merkwürdig: Unsere Kioske sind voll Bücher über Amerika, Bücher jeglicher Art, Wissenschaft, Belletristik, Reportage, ganz zu schweigen von den Magazinen, die sich mit Amerika befassen, und gewiß läßt sich sagen, daß Europa, seit es den Krieg verlor, mehr über Amerika weiß als je zuvor. Von jedem Stammtisch fliegt einer nach Amerika, eine Terra inkognita ist es schon lange nicht mehr — und doch, meine ich, ist es merkwürdig: Unsere Kenntnisse sind größer als je, unsere Vorurteile keineswegs geringer, eher schärfer. Ich spreche nicht von Leuten, die heutzutage als unmittelbare Nutznießer von Amerika leben, daher beflissen sind, Amerika zu loben, sei es als Bewunderer des Kolossalen oder als Rhetoriker der Freiheit, wobei sie durchaus nicht wissen wollen, was tatsächlich geschieht; im allgemeinen, dünkt mich, ist Amerika eher unbeliebt.

Die Gloriole vom wilden Westen — eine durchaus gerechtfertigte Gloriole übrigens; man fahre durch Arizona, durch California, durch Texas, und niemand wird sich der Faszination der allenthalben noch spürbaren Pionierzeit entziehen — diese Gloriole ist verblichen vor der akuten Tatsache, daß Amerika uns dominiert, vor einer Tatsache also, die uns zum sachlichen Interesse zwar nötigt, aber unser Interesse nicht eben fördert; denn jede Nötigung weckt Unlust. Und diese Unlust gegenüber Amerika, diese Befangenheit oder geradezu Gereiztheit finden wir ja nicht bloß in Deutschland, sondern ebenso lebhaft, ebenso borniert und arrogant auch in Frankreich, in Italien, in der Schweiz. Vor allem erschreckend ist die durchschnittliche Haltung der Intellektuellen.

«Sie sind ein ganzes Jahr in Amerika gewesen?» sagt jemand, der literarische Essays über Wilder, Eliot und Auden schreibt: «Haben Sie das denn ausgehalten?»

Ein anderer, ebenfalls gebildeter Mann, ein Emigrant und überzeugt, kein Chauvinist zu sein, fragte mich, ehe ich auch nur ein Wörtlein über Amerika hatte verlauten lassen:

«— aber haben Sie in diesem Jahr nicht auch ein positives Erlebnis gehabt?»

Die Beispiele ließen sich vermehren. Ein drittes und letztes: Ein zürcherischer Professor der Literatur hat den rühmlichen Ruf an die Harvard University bekommen und abgelehnt, ich erzähle es einem jungen deutschen Verleger.

«Das ist doch klar», meint er, «daß er nicht geht: ein Kopf von diesem Format, ich bitte Sie, ein geistiger Mensch — was sollte er in Amerika!»

Die Arroganz, die sich in solchen Wendungen ausdrückt und übrigens auch beim Kleinbürger anzutreffen ist, wo sie entschuldbarer ist, bezieht sich natürlich nicht auf das Wirtschaftliche (wir wissen, in dieser Hinsicht kann Amerika uns zertreten), nicht auf das Technische (wir wissen, in dieser Hinsicht können wir von Amerika lernen), sondern immer auf das sogenannt Kulturelle.

Wie verhält es sich damit?

Man könnte, um die übliche Geringschätzung des kulturellen Amerika zu widerlegen, allerlei ins Treffen führen: die amerikanischen Bibliotheken, die nicht bloß großartig sind, sondern auch benutzt werden; die amerikanischen Museen, die es an Lebendigkeit mit den unseren aufnehmen; die amerikanische Literatur, die sich augenblicklich ja wohl mit der unseren messen kann; die wissenschaftliche Forschung; die Pflege der Musik, die nicht bloß in New York zu finden ist, vor allem aber die persönlichen Begegnungen mit amerikanischen Menschen, die unsereinen, nur weil man von Eu-

ropa kommt, wie einen Athener empfangen, und dabei sind sie selbst die Athener; jedenfalls mir ging es so... Und doch schiene es mir verkehrt, wollte man die europäische Arroganz, betreffend das sogenannt Kulturelle, in dieser Art widerlegen. Die Unbildung des durchschnittlichen Amerikaners, Anlaß zu zahllosen Witzen, womit der Europäer sich selber schmeichelt, ist nicht zu leugnen. Die kulturelle Schicht ist sehr dünn, wie überall; was Amerika von unseren Ländern unterscheidet: es hat kein Bildungsspießertum. Was ausfällt, ist der kulturelle Mittelstand, der bei uns beherrschend ist, und neben überragenden Köpfen trifft man immer wieder ein verblüffendes Ausmaß von Unwissenheit. Europäische Lehrer und selbst solche, die Amerika wirklich lieben, seufzen immer wieder über den Mangel an «background», an Voraussetzungen. Selbst wenn wir uns zu der Entdeckung bequemen, daß Europa nicht die Welt ist, das heißt, daß andere Kontinente eben eine andere Geschichte haben, andere Heroen, andere Mythen, selbst unter diesem Gesichtspunkt erscheint der durchschnittliche Amerikaner ungebildeter als der durchschnittliche Europäer, oder besser gesagt: bildungsloser. Er ist auch weniger verbildet. Die Ahnungslosigkeit gegenüber der Kunst ist oft grotesk, aber frei von Snobismus; man zuckt die Achseln, wo der Europäer von entsprechender Ahnungslosigkeit nicht verlegen ist, sich mit kunsthistorischen Kenntnissen zu tarnen, die nichts mit dem Gegenstand zu tun haben, und Urteile von sich zu geben, die nicht seine eignen sind. Im Vergleich dazu ist die Unbefangenheit, womit ein Amerikaner sich vor einem Shakespeare oder einem Strawinsky zu langweilen vermag, eher erfrischend... Wie gesagt, unsere Arroganz bezieht sich auf das Kulturelle in diesem üblichen, sehr engen und höchst fragwürdigen Sinn, wonach sich die Kultur eines Landes platterdings nach der musikalischen, literarischen und philosophischen Ausstattung seiner Durchschnittsbürger bemißt: als wäre ein Werk wie die amerikanische Verfassung (wohl die beste der Welt, wenn sie realisiert würde) keine kulturelle Leistung.

Einmal mehr fragt es sich, was wir unter Kultur verstehen.

Für den Europäer, glaube ich, wäre es vorteilhaft, wenn er, wo immer Amerika ihn befremdet und zu Geringschätzung reizt, eine ganz einfache Vorstellung wiederholen würde, gleichsam als Exercitium, nämlich die schlichte Vorstellung, wie die Pioniere gegen Westen ziehen. Man kennt es ungefähr aus Büchern, Bildern, Filmen. Im Lande selbst, je westlicher wir kommen, spüren wir immer deutlicher, wie diese Vergangenheit noch vorhanden ist, bestimmend ist, diese Zeit der Pioniere, die den amerikanischen Kontinent erschlossen haben, gerodet, bewässert, mit Straßen versehen, mit

Bahnen, mit Brücken, mit Stauseen, mit Industrie jeder Art. Ganz abgesehen davon, daß wir zurzeit von dieser zivilisatorischen Leistung leben, hilft uns das bloße Bild eines Pionierzuges manches anders zu verstehen, anders zu werten, was von der europäischen Kultur her, gleichsam aus der Stube heraus, unbegreiflich erscheint, oft geradezu albern ... Zum Beispiel: Sie und ich, beide als Pioniere, kommen in ein menschenloses Tal in Arizona, wo wir uns niederlassen; und nach zwanzig Jahren haben Sie eine Farm errichtet mit großen Ernten, mit hundert Pferden, mit zweihundert Rindern, ich dagegen habe sieben Ziegen, eine lotterige Hütte; Reichtum als Gradmesser der Leistung, hier hat es seinen legitimen Sinn, seinen anschaulichen Ursprung, was uns am heutigen Amerika oft genug anekelt: der Dollar als Maßstab aller Dinge, der Mensch gilt soviel, wie er verdient. Der übliche Schluß, den der Europäer daraus zieht, stimmt nicht ohne weiteres, nämlich die These, der Amerikaner sei «materialistisch». Verstehen wir dieses Wort in dem Sinn, daß der Mensch sich von materiellem Besitz nicht trennen kann und dadurch unfrei ist, so ist die Schweiz (beispielsweise) sehr viel «materialistischer» als Amerika. Der Dollar als Maßstab aller Dinge, gewiß, es ist oft zum Verzagen; zumal wir eben nicht mehr unter Pionieren leben, sondern in einer Gesellschaft, wo das Geld durchaus nicht ohne weiteres mit der Leistung zusammenhängt, so daß die Denkart des durchschnittlichen Amerikaners — He is two hundred Dollar a week! eine Denkart, die übrigens nicht nur aus dem Pioniertum, sondern auch aus dem protestantischen und puritanischen Geist abzuleiten wäre — heutzutage ein schauerlicher Anachronismus ist, peinlich und lächerlich, gewiß, nur haben wir uns zu hüten vor falschen Ausdeutungen, die lediglich unsere Arroganz fördern. Wie sie einem unbekannten Fremden gerade ihre materiellen Heiligtümer, sei es ihr Wagen oder ihr Haus auf dem Land, zur Verfügung stellen, wie sie das Eigentum, das man in unseren Ländern hütet, zur Benutzung anbieten, wird jeder Amerikafahrer oft genug erleben, um zu merken, daß etwas mit unserem Vorurteil nicht stimmt. Ich behaupte nicht, daß die Amerikaner gütiger sind; aber es ist paradox: auch dort, wo der Dollar noch das Maß aller Dinge ist, hängen sie nicht an dem materiellen Eigentum, das sie mit dem Dollar kaufen; man darf durchaus sagen: Der Dollar ist für sie etwas Geistigeres als für uns, ja, es kann sogar eine ganz naive Frömmigkeit dahinter sein, die unsere Fähigkeit, Dollar zu machen, als ein Zeichen betrachtet, daß Gottes Segen über uns ist ...

Etwas anderes, wo uns die Vorstellung eines Pionierzugs behülflich sein kann, ist das Verhältnis zur Kunst, das uns oft genug

abstößt. Kunst als «entertainement», Unterhaltung, Zerstreuung. Das ist der Dudelsack am Feierabend, wenn die wackeren Pioniere vor ihren Karren hocken, oder die Gitarre; das Ereignis des Tages ist ein ganz anderes: das Schlagen einer Brücke, damit man weiterkommt, und die Sorge ist nicht, wie der Mensch durch die Kunst (durch den Dudelsack) zur Begegnung mit dem Vollkommenen gelange, sondern wie und wo man eine Weide findet für die Rinder, bevor sie sterben. Das ist die lapidare Situation der Pioniere; die Uebermacht der vitalen Bedürfnisse; in dieser Situation kann es keine Kunst geben, nur «entertainement». Erst müssen die Steppen durchwandert, die Länder gefunden und die Städte errichtet werden, bevor man Theater spielt. Heute noch, wo diese Städte lange schon stehen, spukt es als Reminiszenz im durchschnittlichen Amerikaner, indem er es unter seiner Männerwürde hält, Musik oder Literatur so ernstzunehmen; Frauensachen! (Aehnlich denken ja auch bei uns die Bauern.) Auch hier, wie im Verhältnis zum Dollar, findet sich der durchschnittliche Amerikaner in einer anachronistischen Haltung; er ist kein Pionier mehr, die Brücken sind erstellt, die Straßen vollendet, die Flugzeuge fliegen und stürzen nur ausnahmsweise ab; das nächste wird sein: die Eroberung der Muße — die meisten Amerikaner kennen erst die Langeweile ... Die Krise, die geistig-seelische, ist bei den Wachen schon längst im Gange; es ist die Revision einer Haltung, die der Phase des Pioniertums entsprochen hat und großartig gewesen ist; die Konservativen, die jetzt an der Macht sind, hoffen zwar (und mit ihnen offenkundig die Uebermacht der durchschnittlichen Amerikaner), daß ihnen die nächste Phase der Kultur erspart bleibe, indem sie Alte Garde spielen —.

Ich wollte nicht über Amerika reden, sondern über unser Verhältnis zu Amerika. Mit viel Recht hat man es als ein Vater-Sohn-Verhältnis dargestellt — wobei der Sohn schon ziemlich stämmig ist und dennoch einiger Erziehung bedarf, der Vater anderseits sich hüten muß, senil zu werden, borniert und unausstehlich. Die Zahl der amerikanischen Söhne, die es einfach satt haben, von dem alten Europa-Papa, den sie füttern müssen, im Geistigen begönnert zu werden, ist gewaltig, ihr Unwille für niemanden von Vorteil. (Wie sehr es insbesondere die deutsche Emigration ist, die jüdische wie die nichtjüdische, die, indem sich ihr berechtigtes Heimweh in eine unberechtigte Arroganz verwandelt, das Verhältnis zwischen Europa und Amerika belastet, wäre eine Geschichte für sich; zuweilen versteht man die Amerikaner, die von Europa nichts mehr wissen wollen.) Andere wiederum, und auch das gehört zum Vater-Sohn-Verhältnis, erwarten von Europa das Unmögliche, kopieren

Europa, ohne die Voraussetzungen zu besitzen, die Europa gemacht haben, und leben in Angst vor dem Vater, in einem Minderwertigkeitsgefühl, oder, besser gesagt: in einem Parvenügefühl. Wie manchen Amerikaner bedrückt es, daß sein Land keine echten Schlösser hat, keine echte Gotik, keine echte Antike — denn die Maya, die Chimu, die Inka sind ja die Antike der Indianer, die man ausgerottet hat, nicht eine eigene Antike! — und wie amerikanisch (im bedenklichen Sinn) ist das Heimweh nach Historie, dem wir verdanken, daß amerikanische Bankiers heute noch klassizistische Säulen bauen, daß amerikanische Universitäten (nach dem Zweiten Weltkrieg erbaut) sich in Gotik oder italienische Romantik kostümieren; es ist schauerlich. Und sobald sie vor der Technik stehen, wo das alte Europa keine Muster liefert, finden sie ihre eigene Haltung, amerikanisch im überzeugenden Sinn; man denke an die Straßen, die Brücken, die Architektur der Industrie. Nennen wir es kurz das Zivilisatorische, worin Amerika sich manifestiert, und bei aller geziemenden Vorsicht mit historischen Vergleichen ist man doch zu sagen versucht, was wohl schon öfters gesagt worden ist: Die Amerikaner sind für das alte Europa, was die Römer gewesen sind für das alte Athen, die Kolonie, die zur Weltmacht wird. Auch Rom war ja groß im Zivilisatorischen, im Bau von Straßen und Aquädukten, Griechenland aber noch immer wichtig, als es lange schon machtlos war, wichtig in seinen geistigen Beständen, auch wenn sie sich verwandelten. Sicher war es für die Griechen fast unmöglich, so etwas wie eine römische Kultur zu sehen und anzuerkennen. Dennoch gab es sie. Daß unser altes Europa gerade in diesem Sinn nach wie vor wichtig ist, erlebte ich am unmittelbarsten im Gespräch mit Studenten: vielen ist die Begegnung mit Europa (als Soldaten) das große Bildungserlebnis geworden, Begegnung mit einer anderen Lebensart, einer reicheren, die sie fasziniert; doch im selben Kreis saß ein andrer, der sein gleichermaßen bestimmendes Erlebnis durch Japan hat, Begegnung mit dem alten Osten. — Die Erde fängt an, rund zu werden auch im Erlebnis der Menschen, nicht bloß in der Kenntnis! Die Franzosen sind heute noch weltbürgerlich, scheint mir, unter der strikten Bedingung, daß die Welt sich um Paris drehe, was der Welt nicht mehr gelingt; die Deutschen sind weltsüchtig wenigstens mit einer von den beiden Seelen, die sie sich zubilligen, weltsüchtig mit der Hoffnung, daß das deutsche Wesen an der eroberten Welt genese; die Briten sind weltschlau wie die Amerikaner es noch lange nicht sind, und die Schweizer (um auch uns zu nennen) sind weltoffen nach der Art von Parasiten, die bieder-geschäftlich davon leben, daß sie die Welt nicht regieren müssen; die Juden wiederum sind weltläufig in

ihrer besonderen Art, in einem Erwähltsein beheimatet, das kein Land ausschließt, wenn es sie nicht ausschließt — und so weiter . . . Der Typus des globalen Menschen aber wird erst geboren, und zwar, wie mich dünkt, vor allem in Amerika, das, wie gesagt, nicht ein Land ist, sondern ein Kontinent, nicht von einem Volk bewohnt, sondern von einer Völkerwanderung. Und daß dieser Typus des globalen Menschen sich weigern wird, Europa als die geistige Weltmitte zu betrachten, ist kein Grund für den Europäer, arrogant zu werden; kein Grund, den Mut zu verlieren. Europa ist wichtig, aber es ist nicht die Menschheit, nicht «die Kultur».